Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 38 (1944)
Heft: 20

Artikel: Bilder aus der Schweizergeschichte [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-925970

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ab. Etwa die Hälfte unseres Brotes wächst auf Schweizerboden. Die andere Hälfte müssen wir aus fremden Ländern einführen. Der an Frankreich abgetretene Vorrat würde darum mit unserm eigenen Getreide zusammen nicht nur vier, sondern acht Monate ausreichen.

*

In unserm Volke ist der Wille zum Helfen groß. Das ist erfreulich. Viele Dörfer und Städte rings um unser Land sind zerstört. Auch der Hausrat ist verbrannt. Es fehlt den Leuten an Bettzeug, Kleidern und Hausgeräten. Das ist bitter, weil jetzt der kalte Winter vor der Türe steht. Rasche Hilfe ist dringend.

Was soll man geben? Die Antwort ist leicht: Schuhe, Wäsche, Decken, Stoffe aller Art, Werkzeug, Geräte. Jedermann hat noch brauchbare alte Kleider. Oder Tischgeräte, die man nicht braucht. Oder Werkzeug, das herumliegt. Das Rote Kreuz nimmt solche Dinge gern entgegen. Man kann bei jeder Poststelle Pakete mit Liebesgaben abgeben. Die Post führt sie kostenlos dem Roten Kreuze zu.

Bilder aus der Schweizergeschichte

Die Pfahlbauer (I)

Man redet heute überall von Wohnungsmangel. Die Wohnungsnot war zur Zeit der Höhlenbewohner noch viel größer. Es gab nur wenige bewohnbare Höhlen. Das Volk aber wuchs. Da entstand wohl oft Streit um die Höhlen.

Höhlen sind zudem keine bequemen Wohnungen. Meist sind sie klein und nach vorn weit offen. Dann bieten sie wenig Schutz gegen Kälte, Regen und Wind. Einzelne sind zwar geräumig, dafür aber im Hintergrund dunkel und feucht. Auch suchen Bären und andere Raubtiere ebenfalls gern Zuflucht in den Höhlen.

Ferner hatte sich unsere Heimat im Verlaufe der Jahrtausende sehr verändert. Die Gletscher waren stark zurückgegangen. Unwegsame Sümpfe bedeckten weithin die Talböden. Und dichte Wälder überzogen die Hügel des schweizerischen Mittellandes.

Die vielen Seen unseres Landes dagegen boten freien Blick, genügend Raum und Schutz gegen Überfälle durch wilde Tiere und räuberische Menschen. Das bewog die Höhlenbewohner, über den offenen Flächen unserer Seen Hütten zu errichten. An den seichten Ufern rammten sie Pfähle in den Boden und bauten wohnliche Häuschen darauf. Sie wurden Pfahlbauer. Das war vor rund 5000 Jahren oder ungefähr 3000 Jahre vor Christi Geburt.

Die Pfahlbauten brachten auch allerlei gesundheitliche Vorteile. Sie lagen im warmen Licht der Sonne. Die Abfälle konnte man einfach in den

See werfen. Man hatte keine Mühe damit. Das Wasser verschluckte allen Unrat. Es gab keine übelriechenden Misthaufen mehr wie bei den Höhlen. Die Pfahlbauten brachten die Menschen zudem einander näher. In wenigen Minuten erreichte man mit einem Ruderboot das Nachbardorf.

Bis heute sind in der Schweiz gegen 400 Pfahlbauten festgestellt worden. 169 standen auf dem Neuenburger-, Bieler- und Murtensee nahe beisammen. Der Bodensee zählte 70, der Zürichsee 14, der Zugersee 16 Pfahlbaudörfer. Nur am Vierwaldstätter- und am Walensee fand man bisher keine Spuren von Pfahlbauten.

Man stelle sich nun die vielen Dörflein über dem Wasser unserer Seen vor und die kleinen Fischerboote auf der freien Seefläche. Dazu die Ackerfelder an den sonnigen flachen Ufern. Und an den Waldrändern, etwas höher, landeinwärts, allerlei Viehherden. Und hinter den waldigen Höhen die silberglänzenden Alpengipfel. Es muß ein liebliches Bild gewesen sein. —

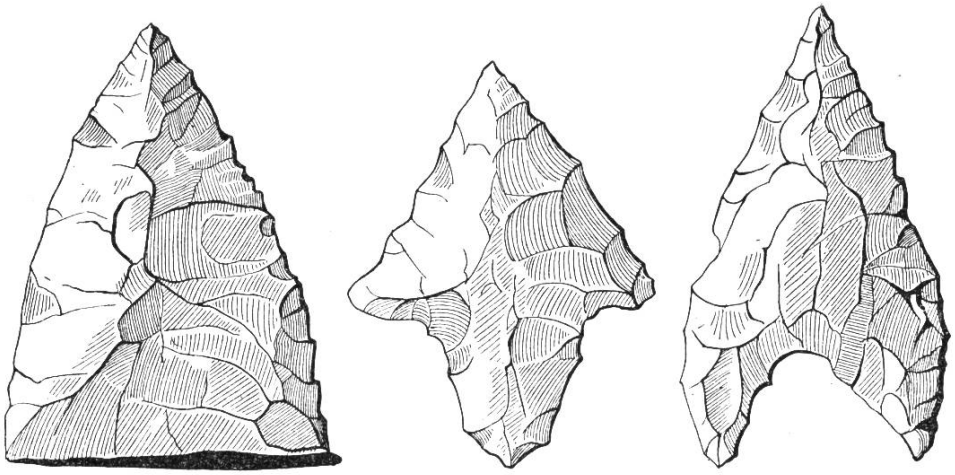
Die Pfahlbauer konnten nicht schreiben. Sie hatten keine Zeitungen und keine Bücher. Sie hinterließen keine alten Schriften, die uns von ihren Taten und ihren Einrichtungen erzählen. Und niemand kennt die Sprache, die sie gesprochen haben. Woher wissen wir denn so viel von ihnen?

Der griechische Geschichtsschreiber Herodot, der vor 2400 Jahren lebte, erzählt von einem Pfahlbaudorf auf dem Balkan: Mitten im See stehen Gerüste auf hohen Pfählen. Dahin führt vom Lande aus ein einziger Steg. Die Bürger errichten die Pfahlbauten gemeinsam. Ein jeder hat eine Hütte und darin eine Falltüre. Die geht hinunter in den See. Die kleinen Kinder bindet man mit einem Seil an einem Fuße an. Damit sie nicht hinunter fallen. Ihren Pferden und ihrem Vieh geben sie Fische zum Fressen. Die Seen sind sehr fischreich. Die Pfahlbauer lassen Körbe durch die Falltüre hinunter. Zieht man die Körbe nach einiger Zeit wieder herauf, so sind sie ganz voll Fische.

Es gibt aber noch viele andere Quellen, die uns von den Pfahlbauten erzählen. Oft mögen den Kindern beim Spiel Geräte in den See gefallen sein. Auch die Erwachsenen warfen manches schadhaft gewordene Stück kurzerhand ins Wasser. Oder eine Feuersbrunst zerstörte das ganze Pfahlbaudorf. Die Vorräte brannten dann an und fielen auf den Seegrund. Der Schlamm deckte alles zu. So blieb manches bis auf heute erhalten.

Noch vor hundert Jahen ahnte niemand, daß einst auf unsern Schweizer Seen Pfahlbauten gestanden haben. Im Jahre 1854 deckte man erstmals ihre Spuren auf. Damals herrschte große Kälte und Trockenheit. Die Flüsse führten wenig Wasser. Und der Spiegel der Seen sank ungewöhnlich tief.

Die Seeanwohner nützten den niedern Wasserstand aus. Sie setzten die Ufermauern weiter hinaus und gewannen so neues Land. So z. B. am Zürich-



Pfeilspitzen aus Pfahlbauten vom Neuenburger See

see in Meilen. Dort stießen Arbeiter beim Graben auf verkohlte Pfähle und auf Geräte aus Stein, Knochen und Horn. Die zuschauenden Knaben erzählten davon in der Schule.

Der Lehrer Johannes Aeppli, ein Freund und Sammler von Altertümern, sah sich die Fundstelle an. Er dachte: Es ist doch merkwürdig, so viele Pfähle beisammen; alle nahe am Ufer, und im Schlamm die vielen Scherben und altertümlichen Dinge; was mag das wohl bedeuten?

Aeppli meldete seine Entdeckung der Antiquarischen Gesellschaft[1] in Zürich. Die Geschichtsforscher untersuchten die Fundstelle bei Meilen. Bald machte man an andern Orten des Zürichsees ähnliche Funde. Auch in den meisten übrigen Schweizer Seen. Sogar in einigen Torfmooren, z. B. bei Robenhausen am Pfäffikersee, Thayngen-Schaffhausen, Wauwil-Luzern und Inkwil-Bern.

Man durchwühlte den Boden zwischen den Pfählen gründlich. Was kam da nicht alles zum Vorschein? Scherben und Töpfe aus gebrannter Erde; Steinbeile, Messer, Pfeilspitzen, Schwerter und Dolche, sogar einzelne Rasiermesser und Sicheln; Sämereien, Weizen-, Gerste- und Hirsekörner; verkohlte Speisereste und Fetzen von Geweben; Knochen von Ziegen, Schafen, Rindern und allerlei Wild. Kein Zweifel, da mußten Menschen gehaust haben.

Die Funde wurden sorgfältig gesammelt und untersucht. Das Landesmuseum in Zürich und andere Museen haben ganze Säle damit gefüllt. Man verglich die gefundenen Sachen mit den Geräten der Neuzeit. Man erinnerte sich auch, daß es heute noch hie und da Pfahlbaudörfer gibt, z. B. in Ostasien. Und nach und nach bekam man ein gutes Bild vom Leben und Treiben der Pfahlbaumenschen.

[1] Antik oder antiquarisch = altertümlich. Antiquar = Altertumshändler. Die Mitglieder der Antiquarischen Gesellschaft sind Freunde der Altertümer. Sie fördern die Erforschung der Frühgeschichte.